Der Mann mit den Schwielen. Predigt am Buß- und Bettag

Von Walter Jens

Die Menschen kamen und gingen, sie schlenderten vorbei, schüttelten den Kopf, verspotteten ihn und riefen ihm zu: »Hilf dir doch selbst, wenn du Gottes Sohn bist; du reißt ja auch den Tempel ab und baust ihn in drei Tagen wieder auf! Komm, steig herunter vom Kreuz!« Auch die Großen Priester, die Mächtigen und Schriftgelehrten verspotteten ihn: »Andere hast du gerettet, aber dich selbst rettest du nicht! Komm herunter vom Kreuz, König von Israel, und wir glauben an dich!
Er hat auf Gott vertraut,
er hat gesagt,
er sei sein Sohn,
mag Gott ihn doch retten,
wenn er ihn will«:
So verhöhnten ihn alle, selbst die beiden Räuber, die mit ihm gekreuzigt waren, lachten ihn aus.

Als der Hauptpastor von Sankt Katharinen, Hammoniens finsterer Papst Johann Melchior Goeze, vor zweihundert Jahren diesen Kreuzigungs-Bericht in dieser Kirche verlas, da war der hier versammelten Gemeinde die Gestalt des in Fesseln gelegten, zum Tode verurteilten und unter Qualen verstorbenen Mannes keine Figur aus sagenhafter Zeit, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut – ein von der Straße weg gefangener Vater, Bruder, Mann oder Sohn, der in Braunschweig so gut wie in Ludwigsburg oder Kassel die Ehre hatte, für seinen Landesherrn jenseits des Ozeans in einer Söldner-Division Frondienst zu leisten. Während Goeze, von dieser Kirche aus, seine Pamphlete formulierte – »da steht er, mein unbarmherziger Ankläger«, hat Lessing geschrieben, »und wiehert Blut und Verdammnis« -, wurden im Braunschweigischen unschuldige Männer, zerlumpt meistens, ohne Mantel und oft ohne Schuhe, auf Sklavenschiffe verfrachtet: Einundfünfzig Taler erhielt der Herzog für jeden Infanteristen, und, falls der Mann fiel, abermals einundfünfzig (für drei Verwundete ebenso viel) – und wenn es den Krepierten schon schlecht genug ging, so ging es den Gefangenen nicht besser: Der Herzog nämlich weigerte sich, die Inhaftierten, die ihm das Geschäft verdarben, mit Geld auszulösen.

Am 23. Dezember 1777, unmittelbar vor Beginn der großen Kontroverse zwischen dem Hauptpastor und dem Bibliothekar, schrieb ein Menschenhändler aus Braunschweig, der Geheimrat Johann Baptist von Feronce, an seinen Partner, den Sklavenkäufer und britischen Offizier William Faulcitt: »Wir dürfen die armen Teufel von Kapitulanten unter keinen Umständen nach Deutschland zurückkehren lassen. Sie werden mißvergnügt, verständlicherweise, die Leute, und ihre Übertreibungen werden – ebenso verständlich – von jeder ferneren Beteiligung an Ihrem amerikanischen Krieg abschrecken. Sie lassen sie besser – wenn sie denn einmal ausgewechselt werden sollen – nach einer Ihrer Inseln schaffen. Dann haben Sie weniger Kosten und verlieren weniger Zeit.«

Johann Melchior Goezes Gemeinde, die Kirchgänger von Sankt Katharinen, brauchten (anders als ihre Nachfahren in scheinbar aufgeklärter Zeit) nicht viel Phantasie, um sich das Elendslos eines durch die Gassen getriebenen Mannes auszumalen (ein falscher Tritt, heißt es in einer zeitgenössischen Anweisung, und der Deportierte wird – auf deutschem Boden wohlgemerkt! – von seinen Bewachern erschossen); sie wußten, nicht nur vom Hörensagen, was mit Worten wie »Auspeitschung« und »Verbannung« gemeint war. (Als die letzten Gefangenen heimkehrten, war die Goeze-Kontroverse bereits Geschichte geworden, Lessing schon

lange gestorben.)

Aber so exakt die Imagination der Christen von Sankt Katharinen anno 1777 auch war: so genau sie, aus den Leidensberichten der Zeit, den Weg rekonstruieren konnten, der damals in Jerusalem vom Palast und den Kasernen zur Schädelstätte hinführte – so wenig war ihnen, da die Epoche der Ketzer- und Hexenverbrennung, des Pfählens, Vierteilens und Leben- digbegrabens für immer vorbeizusein schien ... so wenig war ihnen das Letzte vertraut: die Hinrichtung am Kreuz.

Was anno 1777 aus der Sicht der Überlebenden als eine ein für alle Mal überwundene Zeit erschien, das Verbrennen von Kindern, die Folterung von Millionen Unschuldiger, ist, zweihundert Jahre nach Goeze, wieder zur Alltags-Praxis geworden. Das Mittelalter ist zurückgekehrt – und mit ihm der Teufel, den in der Gestalt des Andersdenkenden, Andersmeinenden zu vernichten die Rechtgläubigen angetreten sind. Der Teufel, jawohl! (»Für mich«, schreibt, als Goeze redivivus in kleinerer Gestalt, ein christlicher Zeitungsverleger unserer Tage, »ist das Böse der Hinweis auf die Existenz des Teufels.«) Und mit dem Teufel die Dämonen, Unholde und Folterknechte aus dem Bilderbuch des Hieronymus Bosch!

Im Zeichen von Auschwitz und von Maidanek, im Zeichen der Totenkopf-Orte unserer Zeit (Golgatha: der Platz des beinernen Hauptes) ist die Kluft zwischen Damals und Heute zunichte, die Passions-Legende zu einer chilenischen oder iranischen Gegenwarts-Geschichte geworden.

Christus, eine im frommen Kult beheimatete Figur, hat in der Gestalt des verlachten und gefolterten Jesus die Wirklichkeit eingeholt, und der Eine am Kreuz erscheint als einer unter den Vielen: nicht mehr Urbild und Gleichnis, sondern, sehr viel konkreter, Gefolgsmann und Sympathisant der Verfolgten. Wie anders sehen wir ihn – Realität statt der Metapher! – als Generationen vor uns: der Offiziersmantel statt des Königspurpurs, der Distelkranz statt der Krone, der Rohrstock anstelle des Szepters, das entwürdigende Ritual der Verkleidung – »Heil dir«, riefen sie lachend und fielen vor ihm auf die Knie, »heil dir, König der Juden.« Das Spiel der betrunkenen Schergen mit ihren durch erzwungene Maskeraden gedemütigten Opfern gehört, wie wir tagtäglich erleben, zum Folter-Zeremoniell in den Gefängnissen und Lagern.

Wie wird da die Formel plötzlich zum lebendigen Zeugnis, der altvertraute, durch Erfahrung unversehens konkretisierte Text zum Appell! »Gekreuzigt unter Pontius Pilatus«: Vier gedankenlos nachgebetete Worte gewinnen die Exaktheit und Schärfe eines hier und heute abgefaßten Dokuments. Da berichten Zeugen, wie ein Mann entkleidet und, am Boden liegend, mit ausgebreiteten Armen ans Querholz genagelt wird; da nimmt sich der Tod des Verklärten wie das elende Verrecken eines Mannes aus, von dem zu sagen ist: »Wahrlich, dieser ist ein Mensch gewesen: so wie du und ich.« Vere deus – aber auch, und gleichfalls ganz und gar! – vere homo!

Da holen die Mühseligen und Beladenen (wie Jesus sie genannt hat), die Erniedrigten und Beleidigten (ein Ausdruck von Marx) den Gekreuzigten aus der Sage in die Geschichte zurück – aus der Legende in die Wirklichkeit – und was für eine Wirklichkeit! Das Querholz wurde mit dem Körper in die Höhe gezogen und an dem Pfahl befestigt, der in den Boden gerammt worden war. Soldaten nagelten die Füße an. Ein Holzklotz, in der Mitte des Pfahls, stützte den Leib, ungefähr einen Meter über dem Boden, damit der Tod nicht zu schnell kam.

Die Berichte der Evangelisten sind nüchtern; wir haben gelernt, sie mit den richtigen Augen zu lesen, haben gelernt, den Schrei der Verlassenheit nicht als rituelle Klage, im Sinn einer

Wiederholung des zweiundzwanzigsten Psalms, abzutun, haben gelernt, die fromme Rede, »Mich dürstet«, in Alltagssprache zu verwandeln, die ein physisches Bedürfnis artikuliert, »Ich habe Durst«, haben gelernt, die Diskrepanz zu betonen, die zwischen dem Gekreuzigten (Jesu letzter Laut war, nach Markus, kein Wort mehr, sondern nur noch ein Brüllen) und den Flaneuren liegt, die plaudernd herumgehen und dem Entblößten, der vielleicht noch nicht einmal ein Lendentuch getragen hat, ihre Spottverse zurufen.

Belehrt durch die Zeugnisse unserer Zeit: das in den Archiven von Amnesty International hunderttausendfach belegte Martyrium, fangen wir an, die Evangelien aus einer neuen – Legendäres vertreibenden, Realität zeigenden – Perspektive zu sehen: fangen an, die Geschichte Jesu vom Ende, seinem Tod her als einen, ungeachtet aller Stilisierung, höchst exakten (weil wirklichkeitsdurchtränkten) Bericht zu verstehen, einen Report, der mit dem uns bekannten Traktat wenig gemein hat.

Im gleichen Augenblick, da wir die Evangelien einmal auf ihre Realitäts-Partikel hin untersuchen, auf die Benennung der Nacht und der Wüste, des Dursts und des Hungers, der Mücken und des Feigenbaums: im gleichen Augenblick, da wir uns, mit dem Blick auf die Passionsgeschichten unserer Zeit, dazu entschließen, das Berichtete ins Konkrete zu entmythologisieren (und nicht ins Abstrakte und Uneigentliche), gewinnt die Schilderung der Synoptiker plötzlich eine neue Dimension: Da rückt ein Mann ins Bild, dessen Leben, vom Stall bis zum Galgen, dem Epilog des Auferstehungs-Berichts zum Trotz, aus einer Summe von Negationen bestand: beginnend mit der Geburt im Zeichen von Elend und Zweideutigkeit. (Ein Vater, der die Braut verlassen will. Eine Mutter, die im Viehstall niederkommt. Ein Säugling, der, wenngleich unschuldig, das Ende von Hunderten niedergemetzelter Kinder mit zu verantworten hat: Herodes in Jesu Schatten!)

Und weiter, gegen den Strich gelesen und wortwörtlich genommen: Was ist das für ein Mann, der in seiner Vaterstadt für aberwitzig erklärt wird (»Ist das nicht der Sohn des Zimmerers? Woher hat er dies alles?«) und Umgang mit Huren und Kollaborateuren hat? Ein Mann, der sich fürchtet – nachts verläßt er die Städte und geht in die Wüste hinaus -, ein Jähzorniger, der im Tempel die Händler und Käufer verjagt, die Tische der Geldwechsler umstürzt und die Stände der Taubenverkäufer zertrümmert. (»Es ist geschrieben worden«, rief er aus, »mein Haus soll heißen: Haus des Gebets. Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht. Ein Versteck für die Beute!«)

Ein Laie unter den Priestern. Ein Anwalt der Armen und Sanften, Kinder und Krüppel, der, in entschiedener Auseinandersetzung mit Mächtigen und weltlichen Fürsten – »so wie bei denen soll es unter euch nicht sein!« – das Oben für Unten und das Unten für Oben erklärt. . . und dies nicht in der Manier eines »Souveräns von der anderen Seite« und »heroischen Anti-Helden«, sondern immer an der Grenze zur Angst, immer im Dunkeln (die entscheidenden Szenen des Neuen Testaments spielen zur Nachtzeit), immer in Einsamkeit und Isolation.

»Petrus, nicht eine einzige Stunde konntet ihr mit mir wachen?«: Der in Gethsemane gesprochene Satz ist keine magistrale Sentenz, sondern ein Schrei der Verzweiflung; hier wird nicht in metaphorischer Rede über einen Leidens-Kelch meditiert; hier geht es um einen Becher, den ein Mensch austrinken soll, von dem es heißt: »Traurigkeit hatte ihn ergriffen und er war in großer Angst«. »Meine Seele ist betrübt«, sagte er, »und das Herz will mir brechen.«

Wie bezeichnend, daß dieser Mann, in seiner Ohnmacht, seinem Anderssein, seiner Dunkelheit und seiner Angst, nur einen einzigen Gefährten hatte, – den einen, der ihn küßte und, wie er, am Holz verschied . . . und dieser Einzige – der Letzte, der ihn umarmte, bevor er geschlagen, bespien, gekreuzigt und verhöhnt wurde – war Judas Ischarioth – jener an ihn gekettete,

ihm brüderlich verbundene Jünger, den er brauchte, weil ohne diesen anderen Einen weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinne eine Überlieferung stattfinden konnte.

Und dagegen nun wir, dagegen die Kirche unserer Zeit! Läßt sich ein größerer Gegensatz denken als die Kluft zwischen demjenigen, der im Kampf der Klassen, Parteien und Sekten in jedem Augenblick auf Seiten der Machtlosen stand, und einer Kirche, die, heruntergekommen auf den Status einer moralisierenden Lobby, ihren Frieden mit dem etablierten Regiment geschlossen hat... und das oft ohne Rücksicht auf die demokratische Legitimierung eines solchen Regiments – allein aus Gründen der Diplomatie, der Wahrung sogenannter kirchlicher Interessen zunutze? Da wird – als ob es nie einen Luther gegeben hätte, mitsamt seiner politischen Predigt! – zwischen Diesseits und Jenseits getrennt, wird das ausstehende Letzte nicht auf ein ihm zu bestimmendes Vorletztes bezogen: das künftige Reich Gottes auf die gegenwärtige, im Horizont der verheißenen Umwälzung aller Dinge zu revolutionierende Situation. Da wird vergessen, daß die vom Geist der Nächstenliebe und jesuanischen Herrschaftslosigkeit bestimmte Ordnung zwar nicht Gleichung, wohl aber, im Sinne Gollwitzers und Barths, Gleichnis eines Reiches sein kann, von dem es – als einem bevorstehenden, bestenfalls annäherungsweise zu antizipierenden – gleichwohl Entwurfskraft gewinnt: jenen revolutionären Wagemut, der sich negativ in der Absage an Absolutheitsanspruch, usurpierte Herrschaft und Gewalt, positiv in der Verpflichtung gegenüber der dritten, in der französischen Revolution festgesetzten Formel bestimmt: Brüderlichkeit als ein Begriff, den der Christ durch jenes Liebesgebot zu transzendieren sucht, das, vom Relativen aufs Absolute weisend, Nächstenliebe im Sinne von Brüderlichkeit mit der Liebe zu Gott identifiziert.

Aber dieser Aspekt eben ist längst in Vergessenheit geraten: Statt im Horizont der jesuanischen Prophetie politisch zu handeln, hat die Kirche, als alter ego des Staats, »christliche« Politik betrieben: hat, als Institution zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung und konsequent retardierende Kraft, den Antikommunismus, als Religion aus zweiter Hand, ideologisch unterbaut – bis hin zu Schamlosigkeiten vom Schlage des Oskar-Brüsewitz-Zentrums, hat die »Thron- und Altar«-Doktrin vergangener Jahrhunderte in die Gegenwart hinübergerettet. (Man denke an die Vietnam-Predigten Kardinal Spellmans: »Dieser Krieg ist ein Krieg zur Verteidigung der Zivilisation ... ein Krieg, den man nicht halb gewinnt. Aus diesem Grunde beten wir, daß der Mut und die Hingabe unserer Soldaten nicht vergeblich bleiben, auf daß der Sieg rasch errungen werde. Jede andere Lösung außer Sieg ist unvorstellbar.«)

Nun, es gibt gottlob auch andere Stimmen – und auf sie gilt es zu hören: auf die Thesen Dom Helder Camaras oder die Maximen jener anonym gebliebenen südamerikanischen Bischöfe zum Beispiel, die während des zweiten vatikanischen Konzils in einer Denkschrift das Ideal der armen Kirche, der ecclesia sub cruce, beschworen – einer Kirche ohne Besitz, ohne Bankkonten und Spekulationspapiere, von Aposteln und Hirten und nicht von jenen Verwaltern geleitet, die sich aus einer arbeitsteilig mit der weltlichen Macht kooperierenden geistlichen Schicht rekrutieren .. . einer Kirche ohne Privilegien, die, den Armen verpflichtet und vom Gekreuzigten, dem Urbild eines Seienden, aber nicht Habenden aus argumentierend, allein die Praxis des Dienstes als Glaubens-Kriterium akzeptiert – des Dienstes im Sinne des Liebeskommunismus der Heiligen Schrift.

Unter diesen Zeichen, denke ich, wäre es nützlich, wenn wir hinter all dem christlichen Firnis, dem christlichen Abendland, das, wohin immer man blickt, radikal emanzipationsfeindlich war (nur keine Gleichberechtigung von Mann und Frau, von arm und reich, von Herr und Knecht), hinter den christlichen Parteien, die den Status quo als gottgewollt verteidigen und mit dem Status quo die Ungleichheit in der Gesellschaft, hinter dem christlichen Verlag (»Dies ist ein christliches Zeitungshaus«, hat der Bildzeitung-Herausgeber erklärt und die christliche Devise vertreten: »Leiden und Mühe gehören nun einmal zu dieser irdischen

Welt«) .. . unter diesen Zeichen wäre es gut, wenn wir hinter all dem christlichen Firnis wieder die Figur – nein, nicht die Figur: den leibhaftigen Menschen sichtbar machten, der, als Anwalt einer verlorenen, aber niemals aufzugebenden Sache: der Liebe zum Nächsten und der Liebe zu Gott, mit dem, was sich da christlich nennt und in Wahrheit Ramsch, Abhub und Ausverkauf ist, nicht das geringste zu tun hat.

Was, so gilt es zu fragen, würden die blutbeschmierten Exzellenzen aus West und Ost sagen, die Folterer mit ihren wohlgepflegten Pilatus-Händen, wenn ihnen beim großen Defilee nicht Vertreter der christlichen Kirchen, sondern Parteigänger Jesu begegneten – und damit, in seinem Dienst, Parteigänger der Gefolterten in den Herrschaftsbezirken der Exzellenzen? (Wenn die Politiker meinen, es gäbe eine Politik ohne Moral: müssen darum auch die Pastoren, Prälaten und Bischöfe glauben, es gäbe ein Christentum ohne Jesus?)

Wie viel wäre den Menschen geholfen, dem Mann in einer psychiatrischen Klinik irgendwo in der Sowjetunion oder der Frau in einem der Schreckensgefängnisse des Schahs, wenn die Kirchen – wenn wir alle – endlich Buße täten: Buße, weil wir immer nur für das Bestehende und nie für die Revolution zum Guten eingetreten sind; Buße, weil es stets nur die »Welt« war und nicht die »Kirche«, wenn im Kampf gegen die Unterdrückung der Minoritäten Fortschritte erzielt werden konnten; Buße, weil – nehmt wenige Mutige aus – die Kirchenführer noch immer mit den Exzellenzen paktieren, während sie die Gefangenen, Verhöhnten und Gefolterten allein lassen – und mit den Gemarterten auch den Mann im Dunkel und in der Wüste, in der Einsamkeit und am Holz.

Es wird berichtet, daß die chilenischen Henkersknechte die Menschen auf den Straßen zusammentrieben und sie zwangen, ihre Hände vorzuzeigen: den Handteller nach außen gekehrt. Wer Schwielen hatte und sich auf diese Weise als Arbeiter auswies, wurde inhaftiert und gefoltert. Gefoltert von Soldaten einer *christlichen* Junta, die – das Gleichnis vom Großinquisitor gilt immer noch! – keine Bedenken gehabt hätte, auch Jesus von Nazareth foltern zu lassen; denn die Hände des Zimmermannssohns, die den Balken getragen hatten, an den man ihn annagelte, waren voll Schwielen und machten deutlich, auf welcher Seite dieser Mann im Gegensatz zu jenen stand, die sich, sofern nur die Spielregeln bewahrt werden und Ordensbrust und Frackschoß die Peitsche verbergen, vor Herodes' schlimmeren Nachfahren in Ehrfurcht verneigen.

Wir sollten ihnen – und uns – den Spiegel vorhalten: nicht im Namen des Christentums, da braucht's keinen Spiegel, wohl aber im Namen des Gekreuzigten, dem in der Stunde, in der wir hier sitzen, viele Male unter Qualen nachgestorben worden ist. Manche, die jetzt ermordet worden sind, haben noch gelebt, als unser Gottesdienst begann. Ihrer gedenkend, gedenken wir Jesu. Jesu gedenkend, gedenken wir ihrer – gedenken, auf die Nähe von Sozialismus und jesuanischer Botschaft verweisend, der Gequälten und Gefangenen.

Gehalten am 16. 11. 1977 in der Hamburger Hauptkirche St. Katharinen, in Zusammenarbeit mit Amnesty International.

Quelle: Andreas Baudis et al. (Hrsg.), Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. Helmut Gollwitzer zum 70. Geburtstag, München: Chr. Kaiser, 1979, S. 59-65.